

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 166.

Mittwoch, 19. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(28. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

„Irmgard, was haben Sie denn da? Ah, eine Depesche — lassen Sie mich sehen, bitte — ein verspäteter Glückwunsch für Ihre Eltern. . .?“

Irmgard zwang sich gewalttätig zu einem Lächeln, doch ihre Augen schimmerten feucht. . . „Nein, es ist kein Glückwunsch — etwas anderes, ganz Belangloses, kommen Sie, Fred.“ Sie schritt hastig vor ihm her, im Gehen das Papier in ihrer Hand in Atome zerplüßend, als fürchte sie, daß es am Ende doch noch in unberufene Hände geraten könne.

Fred aber bemerkte deutlich das Bittern der weißen, hübschen Mädchenhände, sah, wie Irmgard ihre Zähne tief in ihre Unterlippe grub. . . Ein heißes, brüderliches Mitleid erfaßte ihn. Da ging einer achlos vorbei und sah nicht, welch ein Schatz ihm an seinem Wege blühte, dachte Fred.

Zu seinem Mitleid gesellte sich der Born: einem unechten Edelstein jagte der törichte Junge nach. . . Die Frage, die er, Fred Delarue, den ganzen Abend hindurch hin und her erwogen, die er während des Tages nachher hatte stellen wollen, die würde er nun niemals über seine Lippen bringen. Und merkwürdig — ihm war es, als fühle er sich plötzlich einer Pflicht, die — ohne daß er sich dessen so recht bewußt geworden war, — wie ein Alp auf ihm gelastet hatte, entbunden.

Als Irmgard den großen Salon betrat, in dem den älteren Herrschaften der Kaffee gereicht wurde, eilte sie auf ihre Mutter zu und schob ihren Arm in den der Frau Konful.

Es war so, als wollte sie Schutz suchen vor etwas, das auf sie einstürmte. . . So wenigstens las es Fred in ihren schimmernden Blicken.

„Nun wird Ihnen Ihre Einzige auch sicherlich bald fortgeholt werden, gnädige Frau?“ bemerkte ein Köhnstädter Geschäftsfreund aus Bremen zur Frau des Hauses.

„Nein, ich bleibe bei meinen Eltern“, sagte Irmgard. Die Umstehenden lachten und fanden den impulsiven Ausspruch allerliebst. Fred jedoch lächelte trübe — hier kämpfte ein junges, tapferes Herz um einen, dessen Augen über sie hinweggingen — und dieser eine war sein Bruder — und das Schlimmste war — Harald entglitt ihm und seiner Sorge. . .

Fred Delarue fühlte in dieser Stunde deutlich, daß eine Gegenströmung so mächtig war, daß sie ihm alle Macht über den Bruder entriß hatte.

Fred beabsichtigte, am Morgen nach dem Fest zeitig nach Berlin zurückzukehren. Dringendes rief ihn dort hin. Er war jedoch entschlossen, wenn es sein mußte, noch einen halben Tag für Lübeck zuzugeben, um endlich mit Harald eine Aussprache herbeizuführen.

Er als Chef der Familie hatte die Pflicht hierzu. Über kurz oder lang würde Harald als Sozinus in das Delaruesche Geschäft eintreten. Falls er vorläufige, bindende Versprechungen gegeben hatte, so ließe sich das

immerhin noch arrangieren. „Mit Geld erreicht man, wenn auch nicht alles, so doch das meiste“, dachte Fred und begab sich in die Wohnung seines Bruders.

„Der Herr Baron haben wieder das schlimme Kopfschmerz“, meldet der Diener, der ihm die Tür öffnete, mit bedauernder Geste.

Ja — dann war hier heute nichts zu machen. Fred kannte das. . . wenn Harald an seinen Kopfschmerzen litt, lag er im verdunkelten Zimmer, den Eisbeutel auf der Stirn, und war unfähig, ein Wort zu reden.

Der Diener wußte in solchen Fällen bereits Bescheid.

„Ich werde heute abend noch telephonieren, anfragen, wie es meinem Bruder geht“, sagte Fred nach kurzem Besinnen. „Sie geben mir dann Bescheid Paul.“

„Sehr wohl, Herr Delarue.“

In stark beunruhigter Stimmung verließ Fred Lübeck. — Als er im Zuge saß, machte er sich Vorwürfe, nicht noch länger geblieben zu sein. . .

Als er gegen Abend in der Wohnung seines Bruders telephonisch anrief, erhielt er den Bescheid: „Herr Baron von Strodtmann sind bereits wieder munter, haben sich zu Herrn Konful Köhnstadt begeben.“

„Na, dann ist's ja in Ordnung, bestellen Sie einen schönen Gruß, Paul. Auch von der Frau Baronin.“

„Sehr wohl, Herr Delarue.“

Fred legte den Hörer seines Tischtelefons mit einem Gefühl der Erleichterung aus der Hand. Wenn Harald bei Köhnstädt war — zu einer kleinen Nachfeier vermutlich, so war das ein gutes Zeichen. Dieses Kopfschmerz, das sich mit einer geradezu vernichtenden Stärke unermittelt einzustellen pflegte, um ebenso plötzlich wiederum zu verschwinden, kannte er ja an seinem Bruder. Er wußte aber nicht, daß Harald, um die tödliche Ermattung, die diesen Anfällen folgte, schnellstens zu beseitigen, allerhand aufpeitschende Nervenmittel brauchte, die seinem ganzen Organismus unendlich schädlich waren.

Harald hatte von seinem Prinzipal eine Woche Urlaub für England erbeten.

„Eine kleine Luftveränderung wird Ihnen gewiß gut tun, mein lieber Harald“, sagte der Konful, der infolge des gelungenen Festes in brillanter Laune war, freundlich.

Als Fred am nächsten Tage, von einer nicht zu be-masternden Unruhe dazu getrieben, wiederum bei seinem Bruder anrief, erfolgte die Antwort des Dieners Paul: „Herr Baron von Strodtmann sind heute früh nach England abgereist. Post soll nicht nachgeschickt werden, Herr Baron haben keine Adresse in London aufgegeben.“

Irmgard Köhnstadt war gerade mit dem Umziehen fertig geworden. — Sie hatte ihr Hauskleid mit einer

Besuchstollette vertauscht, um im Namen ihrer Mutter eine Dankesvisite für zur Silberhochzeit erwiesene Aufmerksamkeit in einem befreundeten Hause zu machen, als ihr die Mutter des jüngsten Lehrlings im Kontor ihres Vaters, Frau Kunstmann aus Schartau, gemeldet wurde.

Frau Kunstmann war Frmgards Kinderfräulein gewesen und erfreute sich aus diesem Grunde einer gewissen Protektion im Konsulhause.

Frmgard trat ihr mit freundlichem Gruß entgegen. — „Aber, Frau Kunstmann“, rief sie betroffen, „wie sehen Sie denn aus. Ganz verweint. Was ist geschehen?“

„Ach, Fräulein Frmgardchen“, schluchzte die Frau.

„Kommen Sie, Frau Kunstmann, setzen Sie sich. So — und nun erzählen Sie, was gibt's denn? Ist es etwas mit Fritz?“

„Ach ja, Fräulein Frmgard, Sie haben es gleich erraten. Der Junge ist ja immer dem Herrn Baron von Strodttmann sein „Famulus“ gewesen, wie er sagte. Den Ausdruck habe ich ja nicht recht verstanden, ich weiß bloß, daß er täglich mit Blumen und Büchern und Konfekt zu dem Fräulein Santen in die Königstraße hat müssen. Da hat er denn oft keinen rechten Sinn fürs Geschäft gehabt. Der Herr Baron hat dem Fritz ja solch nobles Taschengeld gegeben, das ist dem Schlingel auch noch zu Kopf gestiegen. Er soll im Kontor so getan haben, als wäre er bloß als Voté für den Herrn Baron da. Wichtige Postfächer hat er liegen lassen und andere Aufträge vergessen, nun, da ist denn der Krug solange zum Wasser gegangen, bis er zerbrochen ist. . . . Der Herr Prokurist hat es denn auch richtig beim Herrn Papa durchgesetzt, daß Fritz zum nächsten Ersten des Monats gekündigt worden ist, und als er gestern, wo ihn der Herr Baron vor seiner Abreise noch wegen dies und das in der Stadt herumgekehrt hat, dem Diener Paul gab er ja nicht gern Aufträge nach außerhalb — und zu dem Fräulein Santen hat mein Jung ja oft auch mit 'nem mündlichen Bescheid hingemuckt, da ist denn der Fritz gestern überhaupt nicht ins Kontor gegangen, und der Prokurist schickt den alten Wienwald zu mir nach Schwartau hinaus, nachzusehen, wo der Fritz steckt. Und ich, Fräulein Frmgard, weiß von nichts. Und heute haben sie meinen Jung hinausgesetzt — das Gehalt bis zum Ersten hat er ausgezahlt bekommen, und der Herr Konsul haben gesagt, ein Zeugnis brauche sich Fritz besser man gar nicht zu holen, gut würde das nicht ausfallen. Ich bin schon beim Herrn Prokuristen gewesen, zum Herrn Konsul getraue ich mich nicht, aber der hat bloß die Schultern hochgezogen: „Was wollen Sie, Frau Kunstmann, wir haben mit Ihrem Sohn lange genug Geduld gehabt. Da machen Sie Herrn von Strodttmann dafür verantwortlich.“ Nun komme ich zu Ihnen, Fräulein Frmgardchen, wenn Sie beim Herrn Papa ein gutes Wort für Fritz einlegen wollten. . . . Hier in Lübeck bekommt er doch nicht so leicht eine Stellung, es spricht sich bald herum, daß man ihn bei Konsul Löhnsfädd wegen Nachlässigkeit fortgesetzt hat. Gott, wo er doch solch eine sichere Zukunft hier gehabt hätte. Ordentlich giftig bin ich auf den Baron, aber da kam ich bei meinem Fritz schön damit an. „Sag kein Wort gegen den Herrn Baron. Mutter, der hätte mich schon nicht im Stich gelassen, jetzt, er hat mir immer gesagt: „Daß gut sein, Fritz, wenn's mal schief geht, ich helf dir dann schon, dann kommst du nach Berlin zu meinem Bruder, in unser Kontor dort.“ Für den Baron und auch für das Fräulein Santen würde der Junge ja durchs Feuer gehen. Der Herr Baron ist dem Fräulein ja wohl nachgereist. Der Fritz sagt nicht — wie und wohin — aber man kauft sich das von selber zusammen. Liebes gutes Fräulein Frmgardchen, wenn Sie den Herrn Papa bloß bitten wollten. Nun ist der Herr Baron fort und kommt nicht wieder, wie der Fritz meint — und er, mein armer Junge, sitzt auf der Straße.“

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Brief.

Berlin, im Juli.

Offerte auf ein Inserat:

„ Ich besuchte die Höhere Töchter Schule und verfüge über ausreichende stenographische, literarische und Sprachkenntnisse. Somit halte ich mich für hervorragend befähigt, den Posten in Ihrer Redaktion auszufüllen . . .

Ilse Baumgarten.“

Im unwiderstehlichen Siegeslauf des schöneren Geschlechts — Kriegskonjunktur — erschien die hervorragend befähigte höhere Tochter zur persönlichen Vorstellung. Sie erschien in weitem, spitzenbüchsenhem Leinenkleid, mit einem großen weißen Spitzenhut, mit weißen Seidentüllhandschuhen, dito Strümpfchen, kleinen weißen Schuhen und in der rosigen Fülle ihrer blonden achtzehn Lenze. So saß sie inmitten der Stöße staubigen Druckpapiers, in das sie respektlos mit ihrem stielhohen weißen Sonnenschirm hineinkielte.

Ihre stenographischen Kenntnisse erwiesen sich als ausreichend, wenn sie nachher auch nicht lesen konnte, was sie geschrieben — eine Kleinigkeit: sie würde die nötige Fügigkeit schon in vierzehn Tagen loshaben. Ihre literarischen Kenntnisse hatte sie einmal mit Erfolg für eine Briefkastennotiz einer Frauenzeitschrift betätigt. Und ihre Sprachkenntnisse, wenn sie auch gewiß bis zum großen Plöz gebiehen waren, brauchte ich nicht. Kurz, die höhere Tochter war die ideale Redaktionssekretärin. Sie engagierte sich sozusagen von selbst. Ihr Bild, zwischen Rehungen und Luchsaugen, dazu der ganze Weißzeugladen, duldeten keinen Widerspruch. Männliche Stenographen haben derartige Vorzüge nicht. Im übrigen sind sie ausgestorben. Ilse Baumgarten wollte sich mit 100 Mark monatlich begnügen. Ein Taschengeld. Sie blieb acht Tage. Sie leistete außerordentliche Dienste. Sie verlangte ein Zeugnis. Sie erhielt es. Heute ruht sie sich mit Papa und Mama von den Strapazen in einem Ostseebad aus, wo sie eine kleine Villa haben.

Ilse Baumgarten ist mir in mehrfacher Hinsicht unvergeßlich geblieben. Sie hat mich um den Großen Preis von Berlin gebracht und noch um manches andere. „Was brauchen Sie nach Grunewald hinaus?“, hatte sie gesagt, „da Sie von Sport doch nichts verstehen und von den Kleidern erst recht nichts, wo doch die Kleider noch wichtiger sind wie die Pferde! Ich schreibe das für Sie, oder vielmehr, ich erzähle es Ihnen, und Sie schreiben es.“ — Das war nun ganz mein Fall. „Ein Pferd muß doch immer als Erstes ankommen, und welches, ist mir ganz egal“, hatte schon Kaiser Wilhelm I. gesagt. Den Sonntagnachmittag lag ich auf dem Ledersofa, rauchte Zigaretten, las in der dreihundvierzigsten Broschüre über Kriegsziele und Flaumacher, und schlief darüber ein. Inoffensiv debütierte Ilse Baumgarten als Sportredakteur. Ihre Cousine plähte vor Reiz, denn sie verschwieh ihr die wichtige Mission nicht, die sie erfüllte. Andern Tags war Ilse der Redakteur, ich ihr Sekretär. Sie diktierte; ich schrieb wortgetreu:

„Gestern war der Große Preis im Grunewald. Ich zog mein zitronengelbes Mullkleid an. Da regnete es. Ich zog es wieder aus. Untern Waterproof paßt das pfauenblaue Wiedermeierkleid besser. Da wurde es draußen wieder hell. Ich zog den Wiedermeier wieder aus. Mein Cremekleid leuchtet im Sonnenschein wunderbar. So ging es los mit dem Auto. Es ist gar nicht zu glauben, wieviel Autos es noch in Berlin für so ein Rennen gibt. Das pustete nur so, rechts und links in die Böllerwanderung hinein. Die Engländer sollten es erfahren, daß Berlin wieder seinen Großen Preis hat. Und auf den Grunewald-Tribünen riecht es schon gar nicht mehr nach Jodoform; ich wäre gar zu gern dort Rotkreuzschwester gewesen; aber ich sollte nur die Böden waschen. Es waren sehr viele Menschen auf der Wiese. Meine Cousine war in Rot, was ihr nicht steht, da sie einen blauen Teint hat. Und die weiten Röcke, wie ich einen habe, sind gar zu ulkig auf den dicken Damen. Und Mode gab es keine, weil jede trägt, was sie will, und überhaupt war ich die Schönste . . .“ (Kunstpause. Versuch, zu erröten.)

„Und die österreichischen Offiziere haben fesche Uniformen und die deutschen fahen nur die Pferde und sonst nichts. Ich

Aus der Kriegszeit.

Deutsche „Baumwolle“. Das Bestreben der Engländer, uns nach Möglichkeit von der Zufuhr wichtiger aus dem Ausland bezogener Stoffe abzuschließen, zeigte sich natürlich am eifrigsten in allen Fällen, in denen es sich um für die Kriegführung wertvolle Materialien handelte. Darum war das Hauptaugenmerk der Engländer darauf gerichtet, uns u. a. die Baumwolle vorzuenthalten, wodurch wir wiederum veranlaßt wurden, uns auch auf diesem Gebiete einen Ersatz zu schaffen. Daß dies sehr gut möglich ist, besonders für die Textilindustrie, ist im besten daraus zu ersehen, daß vor Einführung der Baumwolle man bei uns mit aus heimischen Faserpflanzen gewonnenen Stoffen ein vorzügliches Auskommen fand. Auch auf diesem Gebiete also gilt es, wie Dr. Ludwig Stabj der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ karlegt, Industrien, die z. T. vergessen wurden, wieder aufzunehmen. Drei Pflanzen kommen vor allem hierfür in Frage: Flachs, Hanf und Kesseln. Die Kultur des Flashes ist durch den Siegeszug der Baumwolle derart zurückgegangen, daß in den letzten Jahren nur ungefähr 50 000 Hektar mit Flachs bebaut wurden, während man noch vor 40 Jahren fast den dreifachen Bodenraum, nämlich 150 000 Hektar, hierzu gebrauchte. Ähnlich liegen die Verhältnisse auch mit dem Hanf. Diese beiden Pflanzen sollen nun wieder in großzügiger Weise angebaut werden, wobei uns sehr zuzustatten kommt, daß sie in großen Teilen Deutschlands sehr gut gedeihen. Der ein wärmeres Klima erfordernde Hanf wird am besten im Elsaß, Baden, Bayern, Rheinland und Thüringen angebaut, der Flachs, der kräftigen Boden in feuchtem und kühlerem Klima braucht, vornehmlich in den Küstenländern der Nord- und Ostsee. Besondere Beachtung aber ist nach der Meinung Dr. Stabjs der dritten, in ihrer Eigenschaft als Gespinnstpflanze am meisten vergessenen Art zuzuwenden, nämlich der Brennessel. Die größte Bedeutung der Brennessel, die immer mehr zum Viehfutter herabzinkt, liegt darin, daß ihre Stengel äußerst verwendbare, seidenförmige Fasern in großer Zahl besitzt. Der Wert der Brennesseln als Faserpflanzen wurde schon in älterer Zeit geschätzt. So erzählt schon Nestorius bereits im 9. Jahrhundert von den damals berühmten Prachtwänden aus Nesseltuch. Die bisherige Nesseltuch-Industrie in Deutschland machte langsame Fortschritte, da die Behandlung der Pflanzenfasern von den Landeuten in primitiver Weise unternommen wurde. Durch die Beihilfe der Regierung aber, so betont Dr. Stabj, verspricht der Anbau der Nesseln auch für den Landmann äußerst lohnend zu werden, da er die Pflanzen sofort an die Fabriken abliefern wird. Der Anbau der Nesseln endlich ist außerordentlich einfach, da es wohl keine zweite Pflanze gibt, die an den Boden so geringe Ansprüche stellt. Der Nesselsamen kann überall mit gutem Erfolg ausgesät werden, und die bereits nach drei Monaten völlig ausgewachsenen Pflanzen werden nach der Mahd direkt an die Fabriken geliefert, wo aus den entblätterten Stengeln Fäden gewonnen werden. Das Spinnen geschieht wie bei den Fäden der Leinwand, und auch das Weben verlangt keine neuartigen Einrichtungen. Demnach wäre die Nessel als der beste Baumwolle-Ersatz für die deutsche Textilindustrie zu betrachten.

Die Psychologie der feindlichen Kriegsgefangenen. Der hervorragende polnische Schriftsteller Vincent Razmowski, der nach der Einnahme Warschaws durch die deutsche Armee infolge einer Unbedachtsamkeit mit der neuen Staatsgewalt in Konflikt kam und einige Zeit in einem deutschen Gefangenenlager zubringen mußte, hat in einem zu Warschau gehaltenen Vortrag seine Eindrücke von einem Mitgefangenen festgehalten und damit einen wertvollen Beitrag zur Psychologie unserer Feinde geliefert, deren Wesensart sich in der Gefangenschaft so klar offenbart. Diese Anschauungen eines objektiven Beurteilers, die in einem markanten Ausschnitt das Völkergemisch der Entente und die gegensätzliche Stellung unserer Feinde zueinander beleuchten, werden in deutscher Übersetzung im neuesten Heft der „Grenzboten“ wiedergegeben. „Die Gefangenenlager“, sagt Razmowski, „sind für den Beobachter um so wertvoller, als sie ihm erlauben, in den Mittelpunkt der Elemente der Koalition

setzte gleich auf „Fa presto“, weil ein Leutnant das auch tat. Aber „Blätterteig“ gewann, auf die ich hätte wetten sollen, da ich Blätterteig so gern aß, als es noch welchen gab, mit Schlagfahne, als es auch noch welche gab; denn die „Blätterteig“ ist die Tochter von „Cream Tart“, mit der ich als Backfisch einmal fünf Mark gewann und mir den Magen verdarb. Diesmal verlor ich Behne — die müssen Sie mir schon wiedergeben — denn so ohne Spesen kann ich nicht für Sie auf den Rennplatz fahren, nicht wahr, und . . .“ (Ich notiere 10 M. Spesen.)

„Und dann kam das zweite Vorrennen, das Stadion-Handicap. Da verlor ich mit „Rosentavalier“ noch Behne, macht zwanzig Mark Spesen, die Sie mir wiedergeben müssen, und . . .“ (Ich notiere 20 M. Spesen.) Und von da an sah ich nur noch Rastenberg! Rastenberg — Sie wissen nicht, wer das ist? Natürlich! Rastenberg, der kleine, dünne, dicke deutsche Jodeli, der ganze vier Rennen gewann, an einem Tage, denken Sie bloß! Ich vergaßte mich in den Jungen —ardon! Aber er war so in Form. (Aunstpause. Versuch, zu erröten.) Im nächsten ritt er nicht. Ich setzte auf die „Stumme von Portici“. Und Sie glauben, ich gewann? Nein! Wieder Behne verloren. Macht dreißig, die ich wiedererzogen muß, und . . .“ (Ich notiere 30 M. Spesen.)

„Und dann kam der Große Preis von Berlin — die runden Hunderttausend „M.“en. Den „Anschluß“ habe ich nicht veräußert. So hieß er nämlich, der den Favorit, den „Antivari“ besiegt hat. Mein kleiner, großer Rastenberg führte den „Anschluß“ himmlisch! „Sentinel“, „Baccarat“, „Laguard“, „Emission“, „Corregio“ — was für welche Namen für deutsche Pferde, was! — plumpsten einfach ab. Rastenbergchen holte mit dem Gradiker Königlichem um zwei Nasenlängen meine dreißig „M.“ wieder raus, und . . .“ (Ich streiche ganz still wieder die 30 M. Spesen.) Und das war ein Geschrei der Zehntausend, die mit „Antivari“ verloren hatten! Glauben Sie es oder nicht — mein Rastenberg, zum Rüßeln!, holt sich hinterher den Preis von Charlottenburg mit „Hannover“, im Letzten das Slaby-Rennen mit „Lustig“! Vierundzwanzig „M.“ gewonnen! Was sagen Sie?!

Ich frage nur bescheiden, ob der Gewinn, ebenso wie der Verlust, für die Redaktion gebucht werden darf. Sie lacht mich aus. „War das ein Andrang am Toto!“, ruft sie. „Ein Rekord: 1¼ Millionen Umsatz an einem Tage. Mein Creme-Kleid bekam dabei einen Riß, im Gedränge. Wenn's aufs Vergnügen geht, geht's aufs Ganze! Meiner Cousine, der in Rot, kam die Gelddörse abhanden. Nebenbei, ich glaube nicht an den Bidpodet — es war nicht mehr viel drin, und so war's das einfache, für ihre Eltern. Es war brüßwarm — zum Ersticken, furchtbar ermüdend, kurz, ich habe mich gottvoll unterhalten. So — nun wissen Sie alles, und nun schreiben Sie Ihren Quatsch.“ — Ilse Baumgarten nahm die Zigarettenschachtel von meinem Tisch, warf sich aufs Ledersofa und qualmte. Die blauen Ringe stiegen zur Decke; süßer Duft des Nichtstuns breitete sich aus. Ilse träumte schon im Selbstbewußtsein, eine literarische Tat vollbracht zu haben, auch wenn sie mein, ihr Elaborat berlinisch als „Quatsch“ disqualifizierte.

Dies süße Kind mußte aus seinen Illusionen gestört werden! Sollte erfahren, daß ein Telephon nicht nur da ist, von der Tante zum Tee, vom Urlaubsbettler zum Flirt eingeladen zu werden; daß eine Schreibmaschine keine Ahnung von Orthographie hat; daß beim Leitartikel auch das Tippfräulein etwas von Venizelos und den andern ollen Griechen wissen darf; daß man sozusagen Bureaustunden innehalten muß — mit einem Wort, daß ein Redaktionslokal kein Vergnügungslokal ist. Ilse schmolte, Ilse grollte, Ilse tollte, und was Ilse wollte, war nicht, was sie sollte. Sie war die reizende Verkörperung des weisen Satzes: „Beschäftigung ist ja ganz schön, nur darf sie nicht in Arbeit ausarten“, und ging.

Daß sie aus dem Ostseebad eine Ansichtskarte sandte, zeigt, daß ihr die Politik nicht den Charakter verdarb, in den acht Tagen.

Jedenfalls ist die Frauenfrage noch nicht gelöst in unserer Redaktion:

„Stenotypistin gesucht . . .! Off. sub . . .“

Karl Rahm

bineinzugehen und gewisse Geheimnisse ihres Baues zu erfassen, die erst unter ihren Trümmern zum Vorschein kamen. So lange der Bau steht, ist es schwer, seine schwache Stelle zu erforschen. . . . Die von mir gesehenen Gefangenenlager, gleichsam erfüllt mit Kriegsstrümmern, mit Trümmern der Koalition, bilden einen solchen schwachen Punkt, der unsichtbar und verborgen ist für das Auge im gemeinsamen Bau und zeigt, nach welcher Seite hin der Bau der Koalitionsmächte feststeht, von welcher Seite aus er zusammenstürzen wird. . . . Keine europäische Hauptstadt kann sich einer solchen Mannigfaltigkeit der Nationen, Stämme, Rassen und Abarten der Menschen rühmen wie das erste beste Gefangenenlager in Deutschland. Der Russe neben dem Engländer, der Kanadier neben dem Tungusen, der Australier, Franzose, Araber, Ire neben dem Mohren, der Tatar, Litauer, Pole, Jude, Nuthene, Marokkaner: alle Kaufarben alle Stufen der Zivilisation, alle geographischen Breiten, alle Religionen der Erde, lediglich durch Strenge zusammengehalten, geben sie sich in der deutschen Gefangenschaft ein Stellbildein. Erst im Gefangenenlager sieht man plastisch, mit wem die Weltmächte Krieg führen; mit der ganzen Welt." In diesem Völkergewirr nimmt man in ihm die Stütze und Triebfeder der Koalition. Für ihn bedeutet die Gefangenschaft nicht eine psychische Katastrophe, sondern nur ein neues Stadium des Kriegsgeschäftes, in das er sich eingelassen. „Als er sich anwerben ließ und in den Krieg zog, hatte er mit dem Vaterland seinen Kontrakt gemacht, in dem alle Möglichkeiten des Schicksals unter entsprechenden Paragraphen vorgesehen sind. Wenn ihn die Gefangenschaft getroffen hat, trifft der bestimmte Paragraph des Kontraktes ins Leben, sowie ein anderer Paragraph in Wirklichkeit träte und die Existenz seiner Familie sicherte für den Fall, daß er zum Krüppel würde oder den Tod erlitt. Man kann nicht sagen, daß er in der Gefangenschaft leidet, oder daß er überhaupt an der Gefangenschaft trägt; man könnte eher sagen, der Engländer erlebte die Gefangenschaft so, wie man jedes andere Geschäft erlebt. Das Vaterland versieht ihn mit allen notwendigen Dingen, es versieht in reichlich und getreulich." Gibt sich der Engländer auch noch in der Gefangenschaft als Sohn eines Herrschervolkes, so erscheint der Franzose als der „Bourgeois“, dem vor allem an seiner Bequemlichkeit liegt. „Er behandelt alle Probleme nur mit dem Organ des Reinschmieders, Liebe, Literatur, Kunst, Politik, Nation, Staat, Geschichte — das alles würdigt er nur vom Standpunkt des Sittseins, der Bequemlichkeit und des Genusses. Gefahr und Risiko sind aus dem Budget seines Lebens gestrichen und auf das Gebiet des Sports und des Gesellschaftsspiels übertragen. Im Gefangenenlager opfert er sogar die heilige Idee der „Revanche“. Während in der Pariser Presse unabhängig der Ruf nach der Rückgabe Eljah-Lothringens ertönt, weckt er unter den Gefangenen nur ein Achselzucken.“ Neben diesen beiden Aristokraten des Gefangenenlagers ist der Russe der „geborene Proletarier, der arme Teufel“, der aus Natur und Anlage in der demütigen Haltung des Dieners gegenüber jeder Macht und jeder Wohlhabenheit dasieht. Wenn er in der deutschen Gefangenschaft mit seinem westlichen Landesgenossen, dem Engländer oder Franzosen, zusammentritt, begrüßt er sie instinktiv als seine Herren; der Franzose oder Engländer ist für den Russen vor allem „barin“ (Herr). Der Stand der Gefangenschaft ruft in seinem Leben keine moralischen Erschütterungen hervor; er fühlt sich — und er unter allen ganz allein — nicht gedemütigt durch die Gefangennahme. Sein Nacken wurde nicht gebeugt, weil er schon vordem gekrochen war.“ Mit einem vertieften Gefühl für sein Elend entsteht aber in dem russischen Gefangenen zugleich ein starker Haß gegen die reicheren Verbündeten, und mit noch bitteren Gefühlen gedenken die Hindus, die Mohren vom Senegal, alle die unterjochten und zum Kriege getriebenen Söhne fremder Stämme ihrer Herren. (Zens. Wln.)

Der Sanitätsdienst der englischen Flotte. Unter den noch nachträglich der Seeschlacht vom Stogeraf gewidmeten Artikeln der englischen Presse sind die Ausführungen eines Marine-Sachverständigen der „Daily Mail“ insofern von Interesse, als sie in knapper Form einen Überblick über die jüngste Entwicklung des Sanitätswesens der britischen Flotte geben. Von der Feststellung ausgehend, daß merkwürdiger und bedauerlicher Weise die große Menge im englischen Pub-

likum über die Einrichtungen der britischen Kriegsflotte so gut wie gar nichts weiß, kommt der Verfasser auf die Frage zu sprechen, wie das Sanitätswesen gegenüber den schwierigeren Verhältnissen der See arbeitet. „In der Praxis des Sanitätswesens bestehen zwischen Festland und See heute bereits nur noch verhältnismäßig geringe Unterschiede. Natürlich ist nicht eine völlige Gleichheit zu erzielen, da die Umstände häufig dagegen sprechen. Die größte Errungenschaft im Sanitätsdienst auf See ist das Lazarettschiff, das ungefähr dasselbe bedeutet wie zu Lande die neu eingeführten Kraftwagenambulanz und Lazarettzüge. Wenn die Flotte aus irgend einem Grunde nach Beendigung der Schlacht nicht sofort in ihren Heimathafen zurückkehrt, so werden die Verwundeten aus der „Front“ durch die Lazarettschiffe nach den Küstenspitalen gebracht. Läuft jedoch die Flotte nach der Schlacht direkt in den Hafen ein, so kann sie überall ohne besondere Schwierigkeiten mit denen zu allen Küstenpunkten geleiteten Lazarettzügen in Verbindung gesetzt werden. Jedes britische Kriegsschiff hat mindestens zwei, in den meisten Fällen aber mehr Ärzte an Bord, die dem Flottenoberarzt unterstehen. Während eine Einheit im Kampfe liegt, halten die Ärzte und die ihnen unterstellten Mitarbeiter sich in zwei sog. Stationen auf, deren eine sich im Vorder-, die andere im Hinterteil des Schiffes befindet. Diese Stationen sind möglichst tief gelegen, an Stellen, wo die Panzerung besonders starken Schutz bietet. Ihre Einrichtung ähnelt der eines kleinen Operationszimmers. Wenn der Befehl für die Mannschaft zum Antreten an die Geschütze ertönt, ist dies für die Ärzte und ihren Stab das Zeichen, ihre Instrumente bereit zu legen. Der Schiffsarzt ist insofern größeren Anstrengungen und größeren Anforderungen an seine Nervenkraft ausgesetzt als die Ärzte der Landarmee, als er während des ganzen Schlachtverlaufes genau so wie die direkten Kämpfer an allen Epochen des gegenseitigen Bombardements teilnehmen muß. Die geschützten Einrichtungen des Sanitätswesens auf der britischen Flotte sind erst ziemlich jungen Datums, und vor noch nicht allzu langer Zeit herrschten hier nichts weniger als bewundernswürdige Zustände. Noch vor wenigen Jahrzehnten mußten z. B. die Ärzte sich aus eigenen Mitteln und nach eigenem Belieben die Instrumente anschaffen, und man kann sich denken, daß ihre Instrumentenkisten daher nicht sonderlich gut gefüllt waren. Man sah in den Krankenabteilungen der Kriegsschiffe die alttümlichsten Instrumente, die durch viele Jahre hindurch ohne Verbesserungen von einem Arzt auf den anderen übergingen. Und es entstand sogar vielfach die Behauptung, daß derlei Instrumente bis in die Zeit der Schlacht von Trafalgar zurückreichen.

Das Durstgespenst im italienischen Meer. Unter welchen Qualen des Ertragens von Sonnenglut und Durst die italienischen Soldaten auf der Hochebene zu leiden haben, schildert anschaulich ein Kriegsbericht der „Stampa“. „Diese ganz mit Grün bekleidete Hochebene ist ein zerklüfteter Felsen. Man sieht kein laufendes, sprudelndes, singendes, leuchtendes Wasser; es verbirgt sich im Innern, dem Auge unsichtbar und dadurch unnütz. . . . Tagsüber war es sehr heiß, und die Nacht war schwül. Die marschierenden Truppen verlangten nach Wasser. Die Gegend war verödet, die Wirtshäuser geschlossen. An den Brunnen entstanden ungeheuerliche Ansammlungen, Soldaten aller Waffengattungen streckten ihre Feldflaschen nach dem Wasserstrahl aus, versuchten ihre Egnäpfe zu füllen. Und mit den Menschen wollten auch die Tiere trinken; Hunderte von Eseln, die Pferde der Artilleriezüge und selbst die Maschinen und die Automobile verlangten nach Wasser. Die Truppen in den Schützengräben waren vom Morgen bis zum Sonnenuntergang den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt, gleichsam in sengenden Glutöfen begraben, die von keinem Lufthauch durchweht wurden. Der steinige Boden, in den die Schützengräben hineingehauen sind, erhöhte noch die Glut, und der Staub, der Mangel an Reinlichkeit und Schlaf dörrte die Menschen aus. Auch da oben hat nun der Stellungskampf begonnen, der eine der furchtbarsten Erfindungen des modernen Krieges ist. Es war nicht der Tod, den man fürchtete, sondern die tagtägliche, ununterbrochene Härte dieses Lebens, der Arbeit, des Lagers, der Unbequemlichkeit und der Entbehrungen. Der unerträgliche Ärger über die kleinen Schmerzen und allerhand böse Folgen des „Schmarotzerlebens“ begann. . . .“ (Zens. Wln.)